

Jenseits der Ethnizität Wirtschaftliche, soziale und politische Räume im archäologischen Befund

HUBERT FEHR

I. Einleitende Bemerkungen

Der Gegenstand dieses Beitrags bedarf einer Erläuterung. Bewusst wird in ihm eine bestimmte Kategorie von Räumen, die die Frühgeschichtliche Archäologie traditionell besonders intensiv zu erfassen sucht, von vorneherein ausgeklammert: die der ethnischen Räume. Gemeint ist damit der Versuch, anhand archäologischer Quellen Siedlungsgebiete frühgeschichtlicher „Völker“ und „Stämme“ beziehungsweise deren Veränderungen im Raum zu erfassen. Zwei Gründe sind dafür verantwortlich, dass dieser Themenkomplex hier ausgeklammert wird: ein pragmatischer und ein inhaltlicher: Einerseits setzt sich ein weiterer Beitrag dieses Bandes unmittelbar mit den traditionellen archäologischen Ansätzen zur Ermittlung ethnischer Räume auseinander;¹ andererseits scheint eine Konzentration auf „Räume jenseits der Ethnizität“ auch deshalb lohnend, weil diese nach Ansicht des Autors lange Zeit im Schatten der Suche nach Ethnien im Frühmittelalter gestanden haben.

Um in Hinblick auf den Untertitel des Beitrags ein mögliches Missverständnis von vorneherein auszuräumen, sei zudem betont, dass hier keineswegs die Position vertreten werden soll, dass sich politische, soziale und wirtschaftliche Räume jeweils ausschließen – in aller Regel dürften jedem Raum alle genannten Dimensionen innegeohnt haben. Wie in diesem Beitrag zu zeigen versucht wird, lässt sich aber unter bestimmten, günstigen Bedingungen die soziale, wirtschaftliche oder politische Facette schlaglichtartig besonders deutlich herausarbeiten.

II. Archäologie und Raum – Interdisziplinäre Annäherungen

Aussagekräftige Ergebnisse hinsichtlich frühgeschichtlicher Raumstrukturen lassen sich vor allem dann erzielen, wenn die archäologischen Funde mit weiteren Quellengattungen verglichen werden. Zuallererst ist in diesem Zusammenhang der physische Raum zu nennen: Ähnlich wie onomastische Zeugnisse, aber anders als viele historische Quellen, lassen sich archäologische Funde in der Regel präzise räumlich verorten.

1 Vgl. den Beitrag von Susanne BRATHER-WALTER in diesem Band.

Zudem liegen sie für manche Epochen in großer Zahl und nahezu flächendeckend vor. Im Idealfall ermöglicht die Analyse der Verteilungsmuster archäologischer Quellen im physischen Raum nicht nur, bestimmte räumliche Korrelationen klar zu erkennen, sondern auch deren Entstehung zu erklären.

Ein weiterer ertragreicher Ansatz ist der Vergleich archäologischer Verbreitungsmuster mit der historischen Überlieferung – dieser Ansatz besitzt in der interdisziplinär arbeitenden Landesgeschichte eine lange Tradition² und erzielt nach wie vor beachtliche Ergebnisse.

Hinderlich bei der interdisziplinären Erforschung räumlicher Strukturen am frühgeschichtlichen Oberrhein ist jedoch die häufig auftretende chronologische Differenz von archäologischen und historischen Quellen. Damit ist gemeint, dass die jeweils günstigsten Quellenlagen in den beteiligten Fächern zeitlich leider nicht zusammenfallen: Archäologische Quellen erlauben besonders dann einen ertragreichen Vergleich mit historischen Quellen, wenn sie sich möglichst präzise datieren lassen. Daher eignen sich frühgeschichtliche Siedlungsfunde nur bedingt für einen Vergleich mit historischen Quellen, da sich diese anhand des keramischen Materials häufig nur auf ein oder zwei Jahrhunderte genau datieren lassen.

Zudem liegen archäologische Untersuchungen frühgeschichtlicher Siedlungen am Oberrhein bislang leider nur punktuell vor – damit fehlen häufig die statistischen Voraussetzungen für das Erkennen räumlich bedingter Muster. Allerdings zeigen etwa die Ergebnisse der flächendeckenden Prospektion in südbadischen Schwarzwaldtälern durch Heiko Wagner,³ dass auch Siedlungsfunde bei entsprechendem Forschungsstand ein großes Potential für die Erkenntnis räumlicher Strukturen besitzen.

Beim gegenwärtigen Forschungsstand bieten die verhältnismäßig beigabenreichen Friedhöfe der Merowingerzeit eine wesentlich bessere Quellengrundlage. Diese liegen vor allem für das 6. und 7. Jahrhundert in großer Zahl und geradezu flächendeckend vor. Allerdings versiegt diese Quelle im Laufe des 8. Jahrhunderts, als es auch am Oberrhein allgemein unüblich wurde, die Toten mit Beigaben auszustatten. In Hinblick auf die historischen Zeugnisse bedeutet dies, dass die am besten geeignete archäologische Quellenkategorie ausgerechnet zu dem Zeitpunkt endgültig versiegt, zu dem die urkundliche Überlieferung allmählich einzusetzen beginnt.

Aus dieser Konstellation ergibt sich, dass frühgeschichtliche Grabfunde vielfach dazu in der Lage sind, in Bezug auf die untersuchten Räume die historische Tiefendimension zu liefern. Anders ausgedrückt: Sie erhellen eher die Epoche *vor* dem Einsetzen der Schriftüberlieferung, als Strukturen, die sich *zeitgleich* auch in historischen Quellen erkennen lassen.

Abschließend sei noch vorweggeschickt, dass es beim gegenwärtigen Forschungsstand nicht möglich ist, einen Überblick an methodisch abgesicherten, archäologisch erkennbaren „Räumen“ am Oberrhein zu präsentieren. Stattdessen soll im Folgenden versucht werden, Fragen zu formulieren und Potenziale für die künftige Forschung

2 Vgl. etwa Herbert JANKUHN, Archäologie und Landesgeschichte, in: Probleme und Methoden der Landesgeschichte, hg. von Pankraz FRIED (Wege der Forschung 492), Darmstadt 1978, S. 370–389.

3 Heiko WAGNER, Römische Besiedlung im Schwarzwald – von der Auffindung des Undenkbaren, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 82 (2011), S. 10–26. – Vgl. auch den Beitrag von Heiko WAGNER in diesem Band.

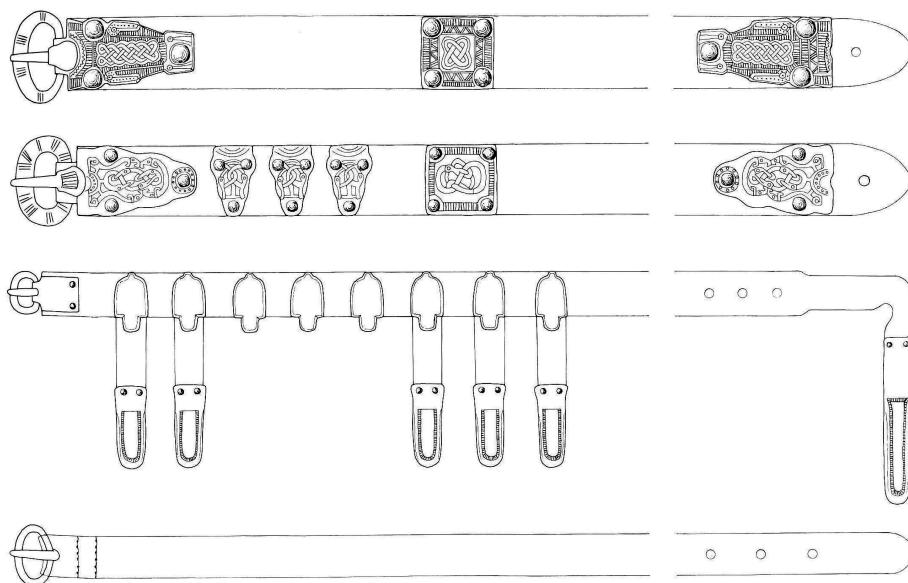


Abb. 1 Gürtelmoden der Merowingerzeit (nach SIEGMUND [wie Anm. 4], S. 699 Abb. 571).

aufzuzeigen. Zu diesem Zweck ist es in manchen Fällen notwendig, den Oberrhein zu verlassen und Fallbeispiele aus anderen Teilen Süddeutschlands heranzuziehen. Beginnen werde ich im Folgenden mit großräumigen Zusammenhängen, um mich dann zunehmend kleiner dimensionierten Beispielen zuzuwenden.

III. Jenseits der Ethnizität – jüngermerowingerzeitliche Gürtelmoden als „Trachtprovinzen“

Wie oben bereits angedeutet, dominierte in der frühgeschichtlichen Forschung der vergangenen Jahrzehnte die Suche nach „ethnischen Räumen“. Dies führte dazu, dass solche raumstrukturierenden Phänomene, die offenkundig nicht mit den erwarteten Siedlungsgebieten von Völkern und Stämmen übereinstimmen, in der Forschung wenig Beachtung fanden (Abb. 1).

Eine gutes Beispiel hierfür sind die Gürtelmoden der jüngeren Merowingerzeit. Grundsätzlich lassen sich in dieser Periode anhand der Metallbeschläge zwei Gürtelformen unterscheiden:⁴ Die „dreiteiligen Garnituren“ bestehen aus einer Schnalle mit Beschlag, einem symmetrisch dazu angeordneten sogenannten Gegenbeschlag sowie einem meist rechteckigen Rückenbeschlag. Mitunter kommen zu dieser Grundform

4 Vgl. dazu etwa Frank SIEGMUND, Kleidung und Bewaffnung der Männer im östlichen Frankreich, in: Die Franken – Wegbereiter Europas. Vor 1500 Jahren. König Chlodwig und seine Erben, hg. von Alfred WIECZOREK, Mainz 1996, S. 691–706, hier S. 695–699.

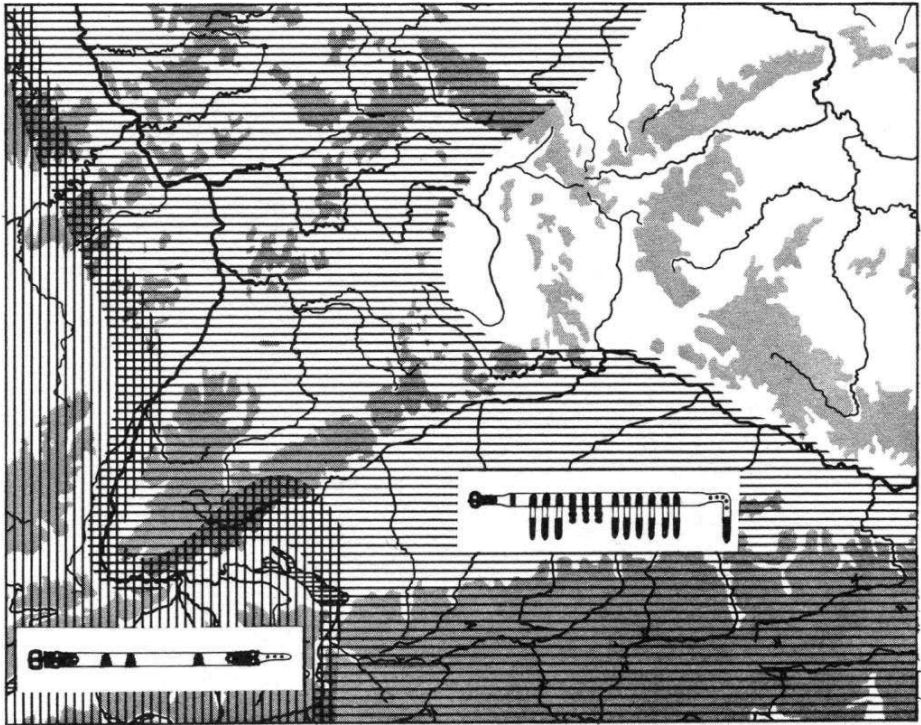


Abb. 2 Hauptverbreitungsgebiete der beiden Hauptgürtelmoden im mittleren 7. Jahrhundert (nach CHRISTLEIN [wie Anm. 8], S. 66 Abb. 39).

weitere kleinere Beschläge hinzu, sodass man von einer „mehnteiligen Garnitur“ spricht. Davon zu unterscheiden sind die sogenannten „vierteiligen Gürtelgarnituren“. Diese bestehen aus einem vergleichsweise schmalen Lederriemen, an dem zahlreiche kleinere Riemen angebracht sind. Diese Nebenriemen hängen vom Hauptriemen herab und enden in Riemenzungen aus Metall.

Die dreiteiligen Garnituren beziehungsweise die verschiedenen Variationen dieser Grundform kommen gegen Ende des 6. Jahrhunderts im gesamten Gebiet des Merowingerreichs auf und wurden offenbar hier auch eigenständig entwickelt. In der Mitte des 7. Jahrhunderts werden sie jedoch in weiten Teilen Süddeutschlands nahezu vollständig von den vierteiligen Gürtelgarnituren verdrängt. Früher ging die Forschung davon aus, dass es sich bei diesen um eine ursprünglich reiternomadische Gürtelform gehandelt habe, die von den Awaren nach Europa vermittelt worden sei.⁵ Heute sucht die Archäologie die Wurzeln dieser Gürtel im byzantinisch-sasanidischen Grenzge-

5 Joachim WERNER, Nomadische Gürtel bei Persern, Byzantinern und Langobarden, in: *La civiltà dei Longobardi in Europa* [atti del Convegno Internazionale, Roma, 24–26 maggio 1971 e Cividale de Friuli 27–28 maggio 1971], Rom 1974, S. 109–156.

biet und nimmt an, dass diese über Byzanz und das langobardische Italien nach Süddeutschland vermittelt wurden.⁶

Die Tatsache, dass die dreiteiligen Garnituren um etwa 630/640 in weiten Teilen Süddeutschlands von den vierteiligen Garnituren abgelöst wurden, ist seit Jahrzehnten bekannt⁷ und bildet seither ein zentrales Element aller archäologischen Chronologiesysteme des 7. Jahrhunderts.

Im hier behandelten Zusammenhang ist jedoch entscheidend, dass sich im mittleren 7. Jahrhundert eine verhältnismäßig scharfe Grenze zwischen beiden Gürtelformen herausbildete. Auch dieser Befund wurde bereits vor Jahrzehnten erkannt; dennoch liegt bislang lediglich eine sehr schematische Kartierung vor (Abb. 2).⁸

Die vierteiligen Garnituren herrschten demnach in Süddeutschland nur östlich des Schwarzwaldes vor. Westlich des Schwarzwaldes, im Oberrheingebiet, finden sie sich nur vereinzelt. In den großen Gräberfeldern des Breisgaus kommen sie in verschwindend geringer Zahl vor.⁹ Das merowingerzeitliche Fundmaterial des Elsasses liefert ebenfalls nur vereinzelt Beispiele.¹⁰ Auch im nördlich an den Schwarzwald angrenzenden Kraichgau setzt sich diese Trennlinie weiter fort.¹¹

Obwohl sich Modegrenzen nur selten so klar im archäologischen Befund abzeichnen, ging die Forschung diesem bemerkenswerten Befund bislang nicht weiter nach. Beachtung fand er lediglich als Negativbeleg in der archäologischen Debatte um den Nachweis frühgeschichtlicher Ethnien. Dies zeigt etwa der Kommentar Rainer Christleins, der feststellt: „Die [...] Grenze beider Gürtelmoden geht mitten durch Alamannien, ein Hinweis auf die Unbrauchbarkeit solcher und ähnlicher Grenzen als Hilfsmittel zur Definierung von Volksstämmen.“¹²

Bis heute ungeklärt ist dagegen, welche positiven Erklärungen für die Entstehung der beiden Räume sowie der Grenze, die sie voneinander scheidet, denkbar sind – eine Frage, die die künftige Forschung ebenso zu klären hat wie den genauen Verlauf der Grenzlinie beziehungsweise die Ausdehnung von Überlappungszonen zwischen beiden Modeströmungen.

-
- 6 Csanád BALINT, Kontakte zwischen Iran, Byzanz und der Steppe. Der Gürtel im frühmittelalterlichen Transkaukasus und das Grab von Üç Tepe (Sowj. Azerbajdžan), in: *Awarenforschungen*, Bd. 1, hg. von Falko DAIM (Studien zur Archäologie der Awaren 4), Wien 1992, S. 309–496; Michael SCHMAUDER, Vierteilige Gürtelgarnituren des 6.–7. Jahrhunderts. Herkunft, Aufkommen, Trägerkreis, in: *Die Awaren am Rande der byzantinischen Welt*, hg. von Falko DAIM (Monographien zur Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie 7), Innsbruck 2000, S. 15–44.
- 7 Rainer CHRISTLEIN, Das alamannische Reihengräberfeld von Marktoberdorf im Allgäu (Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte 21), Kallmünz/Opf. 1966, S. 19–21; DERS., Das alamannische Gräberfeld von Dirlwang bei Mindelheim (Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte 25), Kallmünz/Opf. 1971, S. 10f.
- 8 Rainer CHRISTLEIN, *Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes*, Stuttgart/Aalen 1978, S. 66 Abb. 39.
- 9 Susanne BRATHER-WALTER, Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Mengen (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 82), Stuttgart 2008, S. 162.
- 10 Vgl. etwa die leiterbandtauschierte Garnitur aus Bettwiller, Grab 2: Bernadette SCHNITZLER, Béatrice ARBOGAST und Annette FREY, *Les trouvailles mérovingiennes en Alsace, t. 1: Bas-Rhin* (Kataloge Vor- und Frühgeschichtlicher Altertümer 41/1), Mainz 2009, S. 60–62.
- 11 Folke DAMMINGER, *Die Merowingerzeit im südlichen Kraichgau und in den angrenzenden Landschaften* (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 61), Stuttgart 2002, S. 30–39.
- 12 CHRISTLEIN (wie Anm. 8), S. 66 Abb. 39 Bildunterschrift.

IV. Absatzgebiete/Werkstattkreise als archäologische Räume

Die erwähnten vierteiligen Gürtelgarnituren eignen sich dazu, beispielhaft eine weitere Kategorie archäologisch erschließbarer Räume vorzustellen: die sogenannten „Werkstattkreise“, womit in der Regel archäologisch erschließbare Absatzgebiete frühgeschichtlicher Werkstätten gemeint sind. Ein bekanntes Beispiel für einen solchen Werkstattkreis sind die Produkte des sogenannten „Mindelheimer Meisters“, die bereits vor einigen Jahrzehnten definiert wurden.¹³ Bei diesen handelt es sich vor allem um aufwändig verzierte vierteilige Gürtelgarnituren, hinzu kommen einige Beschläge von Pferdegeschirren und Spathagarnituren. Die Funde, die dieser Werkstatt zugeordnet werden, streuen von der Nordschweiz und dem Mittelrheingebiet bis nach Bayern mit einer deutlichen Konzentration in der Alamannia (Abb. 3).¹⁴

Grundsätzlich sind Raumstrukturen, die auf diese Weise deutlich werden, von großem Interesse. Sie können beispielweise Handelsrouten, vielleicht sogar Streubesitz hochrangiger Personengruppen, widerspiegeln, möglicherweise aber auch schlichtweg Absatzgebiete von Werkstätten oder Aktionsradien von Handwerkern anzeigen.

Das Beispiel des „Mindelheimer Meisters“ verdeutlicht allerdings auch die Probleme und Grenzen dieses Ansatzes: Letztlich beruht die postulierte Werkstatt lediglich auf der stilistischen Ähnlichkeit der Fundstücke. Da auch im Fall des vermeintlichen Mindelheimer Meisters – wie eigentlich immer im fraglichen Zeitraum – kein archäologischer Nachweis einer konkreten Werkstatt vorliegt, ist der tatsächliche Entstehungsort der Stücke völlig ungewiss. Da der Fundort Mindelheim eher an der östlichen Peripherie des Verbreitungsgebiets liegt, ist es sogar unwahrscheinlich, dass die Werkstatt in der Nähe des namengebenden Fundorts lag. Darüber hinaus hat eine neuere Untersuchung der fraglichen Stücke durch Karl Banghard gezeigt, dass ungeachtet der stilistischen Ähnlichkeit die Stücke hinsichtlich der Herstellungstechnik erhebliche Unterschiede aufweisen – letztlich wirft dies die Frage auf, ob die Stücke tatsächlich aus einer Werkstatt stammen.¹⁵

V. Archäologische Verbreitungsmuster und physische Geographie – der überregionale Vergleich von Siedlungslandschaften

Wie bereits erwähnt, gewinnen archäologische Räume besonders dann an Kontur, wenn die Verbreitungsmuster mit weiteren externen Informationsebenen kontrastiert werden. Eine hervorragende Bedeutung besitzt in diesem Zusammenhang der physische Raum – hier ergibt zunächst der überregionale Vergleich unterschiedlicher Siedlungslandschaften mitunter komplexe Fragen und Deutungsmöglichkeiten. Eindruckvoll illustrieren lässt sich dies beispielsweise, indem man die archäologisch

13 Georg KOSSACK, Zu älteren Reihengräberfunden aus Mindelheim, Schwaben, in: Bayerische Vorgeschichtsblätter 18/19 (1951/52), S. 113–116. – CHRISTLEIN, Dirlawang (wie Anm. 7), S. 28–30.

14 Karl BANGHARD, Die frühmittelalterlichen Grab- und Siedlungsfunde von Oberderdingen-Strümpfeläcker (Schriften des Archäologischen Freilichtmuseums Oerlinghausen 5), Oerlinghausen 2009, S. 71 Abb. 17.

15 Ebd., S. 69–78.

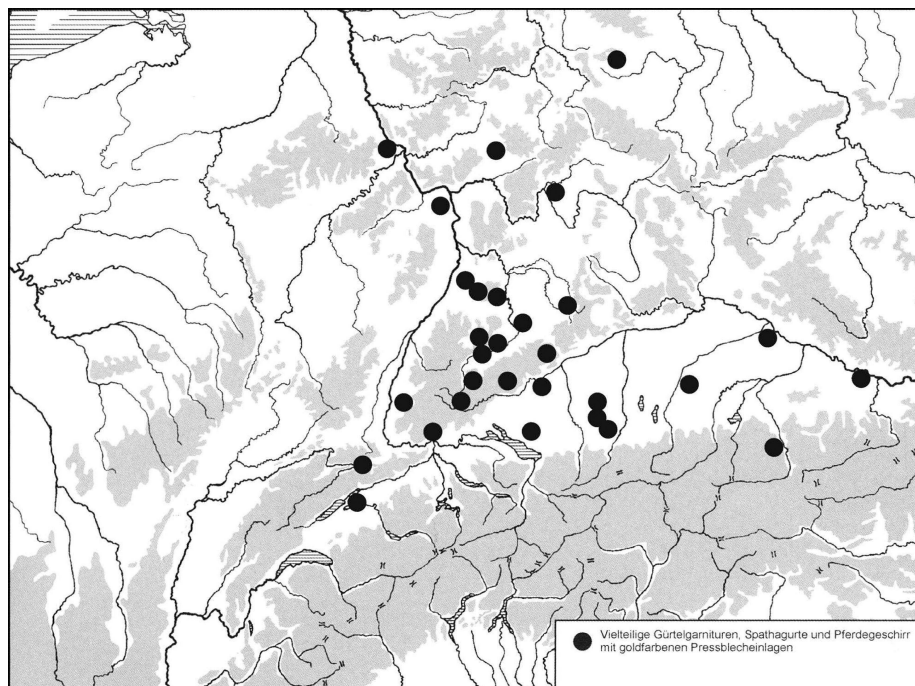


Abb. 3 Verbreitung der Produkte des hypothetischen „Mindelheimer Meisters“ (nach BANGHARD [wie Anm. 14], S. 71 Abb. 17).

erkennbare Besiedlung mit einer zentralen Dimension des physischen Raums in Beziehung setzt, der absoluten Höhe über dem Meeresspiegel.

So zeigt etwa der Vergleich der merowingerzeitlichen Besiedlung des Oberrheingebiets mit anderen Teilen der Alamannia deutliche Unterschiede. Am Westrand des Schwarzwaldes, im Breisgau, liegt kein merowingerzeitlicher Fundplatz höher als ca. 450 m ü. NN.¹⁶ In anderen Regionen der Alamannia wurden dagegen wesentlich höhere Lagen besiedelt. So weist etwa die Hochfläche des Härtsfelds am östlichen Ende der Schwäbischen Alb eine verhältnismäßig dichte merowingerzeitliche Besiedlung auf. Dabei liegt diese Landschaft zwischen 500 und 600 Meter hoch und ist zudem durch Trockenheit und ärmliche Böden gekennzeichnet – dennoch vermitteln die Grabfunde aus dieser Landschaft das Bild einer recht wohlhabenden merowingerzeitlichen Bevölkerung.¹⁷

16 Der bislang höchstgelegene Fundplatz ist eine Ansammlung spätmerowingerzeitlicher Gräber, die im Bereich der spätlatènezeitlichen Siedlung Tarodunum im Dreisamtal entdeckt wurden. Vgl. Gerhard FINGERLIN, Merowingerzeitliche Grabfunde aus Tarodunum, in: *Kelten und Alamannen im Dreisamtal. Beiträge zur Geschichte des Zartener Beckens*, hg. von Karl SCHMID (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 49), Bühl 1983, S. 71–76.

17 Andreas GUT, Die Alamannen auf der Ostalb. Erforschung einer archäologischen Fundlandschaft, in: *Die Alamannen auf der Ostalb. Frühe Siedler im Raum zwischen Lauchheim und*

Besonders auffällig ist der Kontrast zwischen dem West- und dem Ostabhang des Schwarzwaldes: Im Gegensatz zum Breisgau finden sich im Bereich der Baar merowingerzeitliche Friedhöfe regelmäßig in Höhenlagen über 700 Metern.¹⁸ Durchschnittlich noch höher liegt die merowingerzeitliche Siedlungskammer um Löffingen, auf die weiter unten näher eingegangen wird. Der spätmerowingerzeitliche Friedhof Göschweiler-„Hofäcker“ liegt auf rund 815 m ü. NN, die Fundstelle Göschweiler-„Heuweg“ gar auf ca. 880 m ü. NN.¹⁹

Der Befund der regional sehr abweichenden Besiedlung von physischen Räumen in unterschiedlichen Höhenlagen während der Merowingerzeit ist bislang nicht abschließend geklärt. Allerdings lassen sich jeweils positive Faktoren benennen, die eine frühe Aufsiedlung begünstigt haben. Im Falle der Höhen der frühmittelalterlichen Ostalb sind wohl vor allem die reichen Vorkommen von Raseneisenerz zu nennen.²⁰ Hinsichtlich der Baar ist zunächst auf die Vorbesiedlung in vorrömischer und römischer Zeit zu verweisen, die eine Siedlungsgunst seit alters her belegt; zudem auf die verkehrsgeographische Situation am Schnittpunkt alter Verkehrswege, einerseits vom Hochrhein Richtung Neckartal, andererseits vom Schwarzwald Richtung Donau.

Anhand der erwähnten, verhältnismäßig hoch gelegenen Siedlungskammer um Löffingen lässt sich der komplexe Zusammenhang von archäologisch erschließbarer Besiedlung und den spezifischen Gegebenheiten des physischen Raums eindrücklich demonstrieren. Eine verkehrsgeographische Erklärung scheidet in diesem Fall aus, da die alte Fernverkehrsstraße durch den südlichen Schwarzwald von Breisach über das Dreisamtal nach Hüfingen die Siedlungskammer nicht durchquert, sondern diese ein Stück nördlich davon passiert.²¹ Betrachtet man dagegen die geologische Karte, so zeigt sich, dass die Siedlungskammer weitgehend mit dem sogenannten „Löffinger Muschelkalkhochland“ identisch ist.²² Dabei handelt es sich um eine Muschelkalkzunge, die buchtartig das östlich angrenzende Buntsandsteingebiet überdeckt. Da die Grenze zwischen Buntsandstein und Muschelkalk üblicherweise als Trennlinie von

Niederstotzingen, hg. von DEMS. (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 60), Stuttgart 2010, S. 28–39.

- 18 Sebastian BRATHER und Matthias FRIEDRICH, Das frühmittelalterliche Reihengräberfeld von Klengen „Zwischen den Dörfern“, in: Das Brigachtal im frühen Mittelalter, hg. von Niklot KROHN (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 67), Stuttgart 2013, S. 9–27, hier S. 9 mit Abb. 1.
- 19 Zur Lage der Fundstellen von Göschweiler vgl. Siegfried UNSER und Friedrich GARSCHA, Göschweiler (Neustadt), in: Badische Fundberichte 22 (1962), S. 279–283 mit Taf. 101.
- 20 Silvia SPORS-GRÖGER, Die ersten Alamannen, in: Andreas GUT (Hg.), Ostalb (wie Anm. 17), S. 40–61, hier S. 42–44.
- 21 Johannes HUMPERT, Eine römische Straße durch den südlichen Schwarzwald, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 45 (1991), S. 19–32, hier bes. S. 20f., Abb. 2; Gerhard FINGERLIN, Vom Oberrhein zur jungen Donau. Die Straße durch den südlichen Schwarzwald in keltischer, römischer und frühmittelalterlicher Zeit, in: Tarodunum/Zarten – Brigobannis/Hüfingen. Kelten, Galloromanen und frühe Alemannen im Schwarzwald in interdisziplinärer Sicht, hg. von Wolfgang KLEIBER (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 2009/4), Mainz 2009, S. 55–71.
- 22 Ekkehard LIEHL, Die Lage des Kreises Breisgau-Hochschwarzwald im Verwaltungsraum des Landes und im Landschaftsgefüge, in: Breisgau-Hochschwarzwald. Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar, hg. vom Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, Freiburg i. Br. 1980, S. 9–20, hier S. 16.

Schwarzwald und Baar angesehen wird, rechnet man das Gebiet um Löffingen geographisch häufig zur Baar beziehungsweise bezeichnet es als „Westbaar“.²³

Die Böden auf Muschelkalk sind grundsätzlich fruchtbar. Auch in den anderen Teilen der Baar bildet die Grenze zwischen Buntsandstein und Muschelkalk die Westgrenze der merowingerzeitlichen Besiedlung.²⁴ Hinzu kommt, dass die Niederschlagsmenge im Windschatten des Schwarzwaldhauptkamms geringer ist als im westlich angrenzenden Gebiet²⁵ – offenkundig machten diese Faktoren den Raum so attraktiv für die Landwirtschaft, dass dies selbst die Höhenlage und die damit einhergehenden Nachfröste aufwog.²⁶

Vor diesem Hintergrund deutet sich auch eine Antwort auf die Frage an, weshalb deutlich niedriger gelegene Regionen am westlichen Schwarzwaldrand während der gesamten Merowingerzeit ohne nachweisbare Besiedlung blieben: Hier lassen sich mindestens drei Faktoren benennen: Das im Vergleich zum Ostrand des Schwarzwaldes grundsätzlich steilere Relief der Landschaft am Abfall hin zur Rheinebene; darüber hinaus dürften die vergleichsweise geringe Bonität der Böden sowie die teils erheblich höheren Niederschlagsmengen verhindert haben, dass hier Lagen über 450 m ü. NN während des Frühmittelalters besiedelt wurden.

VI. Archäologische Verbreitungsmuster und physische Geographie – Archäologische „Räume“ innerhalb von Siedlungslandschaften

Neben dem überregionalen Vergleich lassen die archäologischen Quellen mitunter auch räumliche Binnendifferenzierungen innerhalb von Siedlungslandschaften erkennen. Als Beispiele seien hier zwei Befunde aus dem merowingerzeitlichen Breisgau angeführt, von denen eines eine zeitliche Differenzierung deutlich werden lässt, während das andere eine kulturell bedingte räumliche Gliederung zeigt.

Vorab sei aber zunächst betont, dass der archäologische Begriff „Siedlungslandschaft“ äußerst unscharf ist. Hier ist damit eine Landschaft mittlerer Größe gemeint, die sich einerseits im physischen Raum plausibel abgrenzen lässt, die andererseits aber deutlich größer ist als eine Siedlungskammer – letzteres Konzept wird im Folgenden noch ausführlich besprochen. Hinsichtlich der räumlichen Ausdehnung entsprächen etwa die frühmittelalterlichen „Gäue“ solchen Siedlungslandschaften. Allerdings stellt etwa die Verwendung der Raumbezeichnung „Breisgau“ für den größten Teil der

23 Vgl. dazu Susanne BUCHTA-HOHN, Das alamannische Gräberfeld von Donaueschingen (Schwarzwald-Baar-Kreis) (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 56), Stuttgart 1996, hier S. 87–97; Ekkehard LIEHL, Die Westbaar, in: Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald (Hg.) (wie Anm. 22), S. 340–346.

24 Andreas HAASIS-BERNER, Das Rätsel vom Titisee – ein Beitrag zur frühmittelalterlichen Besiedlung des Hochschwarzwaldes, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 80/81 (2010), S. 45–52, hier S. 50. – Ich danke Herrn Andreas HAASIS-BERNER (Freiburg) sehr herzlich für hilfreiche Hinweise zu diesem Thema.

25 Zum lokalen Klima vgl. die instruktiven Karten in: Klimaatlas Oberrhein Mitte-Süd, hg. von der Trinationalen Arbeitsgemeinschaft Region-Klima-Projekt REKLIP unter der Leitung von Franz FIEDLER, Zürich 1995.

26 LIEHL (wie Anm. 23), S. 344f.

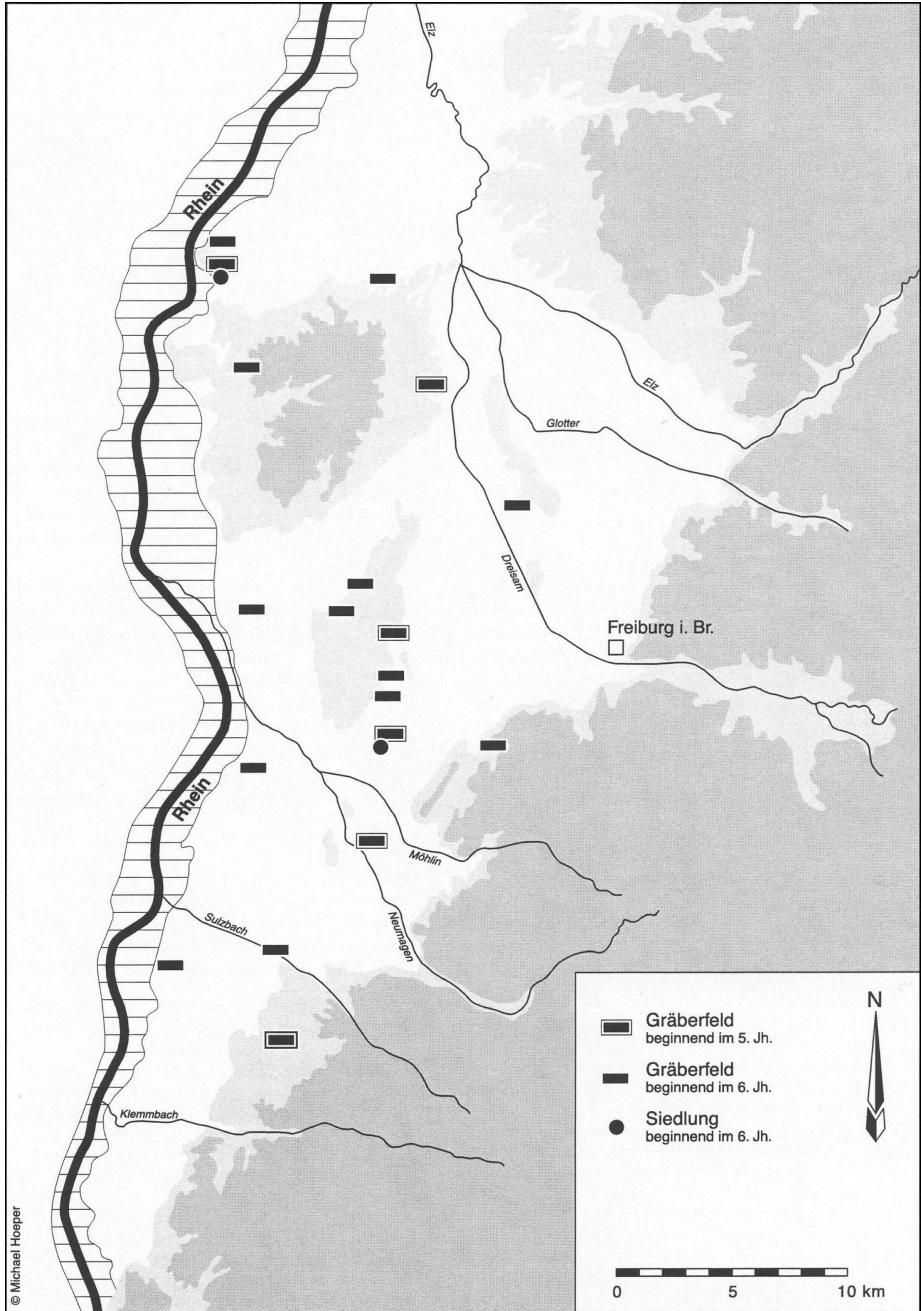


Abb.4 Die merowingerzeitliche Besiedlung des Breisgau im 5. und 6. Jahrhundert (nach HOEPER [wie Anm. 28], S. 60 Abb. 16).

Merowingerzeit einen Anachronismus dar, da dieser Name erst ganz am Ende dieser Periode erstmals in den Quellen genannt wird (Abb. 4 und 5).²⁷

Ein bekanntes Beispiel für eine chronologische Differenzierung in Relation zum physischen Raum zeigt der Vergleich der frühmerowingerzeitlichen und der jüngermerowingerzeitlichen Besiedlung im Breisgau, wie sie Michael Hoeper herausgearbeitet hat. Die noch schütterten Fundstellen des 5. und 6. Jahrhunderts finden sich ausschließlich in den äußerst siedlungsgünstigen Teilen des Rheintals. Erst im Laufe des 7. und 8. Jahrhunderts dringt die Besiedlung in die etwas ungünstigeren Lagen der Vorbergzone vor²⁸ – wie seit langem bekannt, ein Beleg für einen ersten Landesausbau in dieser Zeit.²⁹ Die Höhenlagen des Schwarzwaldes bleiben dagegen ebenso siedlungsleer wie bislang die Schwarzwaldtäler, obwohl in römischer Zeit hier durchaus eine Bevölkerung nachzuweisen ist.³⁰

Eine kulturell bedingte räumliche Differenzierung zeigt ein weiteres Beispiel aus der Arbeit von Michael Hoeper: Die spätmerowingerzeitlichen Plattengräber beziehungsweise Gräber mit steinernen Ausbauten der Grabgrube finden sich nicht im gesamten Arbeitsgebiet, sondern fast ausschließlich im südlichen Breisgau (Abb. 6).³¹ Eine naheliegende Deutung dieses Befundes wäre, dass dies auf einen Mangel an entsprechendem Steinmaterial zurückzuführen ist. Dieses steht aber im nördlichen Breisgau ebenso zu Verfügung wie in seiner südlichen Hälfte – offenkundig zeichnen sich hier anhand der Gräber mit Steineinbauten zwei Räume mit einer kulturell bedingten abweichenden Bestattungspraxis ab, wobei letztlich unklar ist, welche Faktoren für diesen Unterschied in der Bestattungsweise verantwortlich sind.

VII. „Gemarkungen“ als archäologisch fassbare Räume?

In seiner bereits mehrfach erwähnten Arbeit über die frühmittelalterliche Besiedlung des Breisgaus arbeitete Michael Hoeper mit zwei Raumkonzepten, die im hier behandelten Zusammenhang ebenfalls zu thematisieren sind. Einerseits untersuchte er die Verbreitung archäologischer Funde innerhalb sogenannter Gemarkungen, andererseits verwendete er das Konzept der Siedlungskammern.

Ausgangspunkt für die archäologische Suche nach Gemarkungen ist die naheliegende Überlegung, dass eine Siedlung nicht nur aus dem unmittelbar bebauten und bewohnten Areal besteht, sondern dieses untrennbar mit seinem wirtschaftlich ge-

27 Dieter GEUENICH, Die alemannischen Breisgaul Könige Gundomadus und Vadomarius, in: *Historia archaeologica. Festschrift für Heiko Steuer zum 70. Geburtstag*, hg. von Sebastian BRATHER, Dieter GEUENICH und Christoph HUTH (Ergänzungsbd. zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 70), Berlin/New York 2009, S. 205–216, hier S. 210.

28 Michael HOEPER, Alamannische Siedlungsgeschichte im Breisgau. Zur Entwicklung von Siedlungsstrukturen im frühen Mittelalter (Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends 6), Rahden 2001, S. 60f. Abb. 16 und 17.

29 Vgl. etwa Gerhard FINGERLIN, Zur alamannischen Siedlungsgeschichte des 3. bis 7. Jahrhunderts, in: *Die Alamannen in der Frühzeit*, hg. von Wolfgang HÜBENER (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 34), Bühl 1974, S. 45–88, hier S. 80–82.

30 Vgl. Anm. 3.

31 HOEPER (wie Anm. 28), S. 81 Abb. 23.

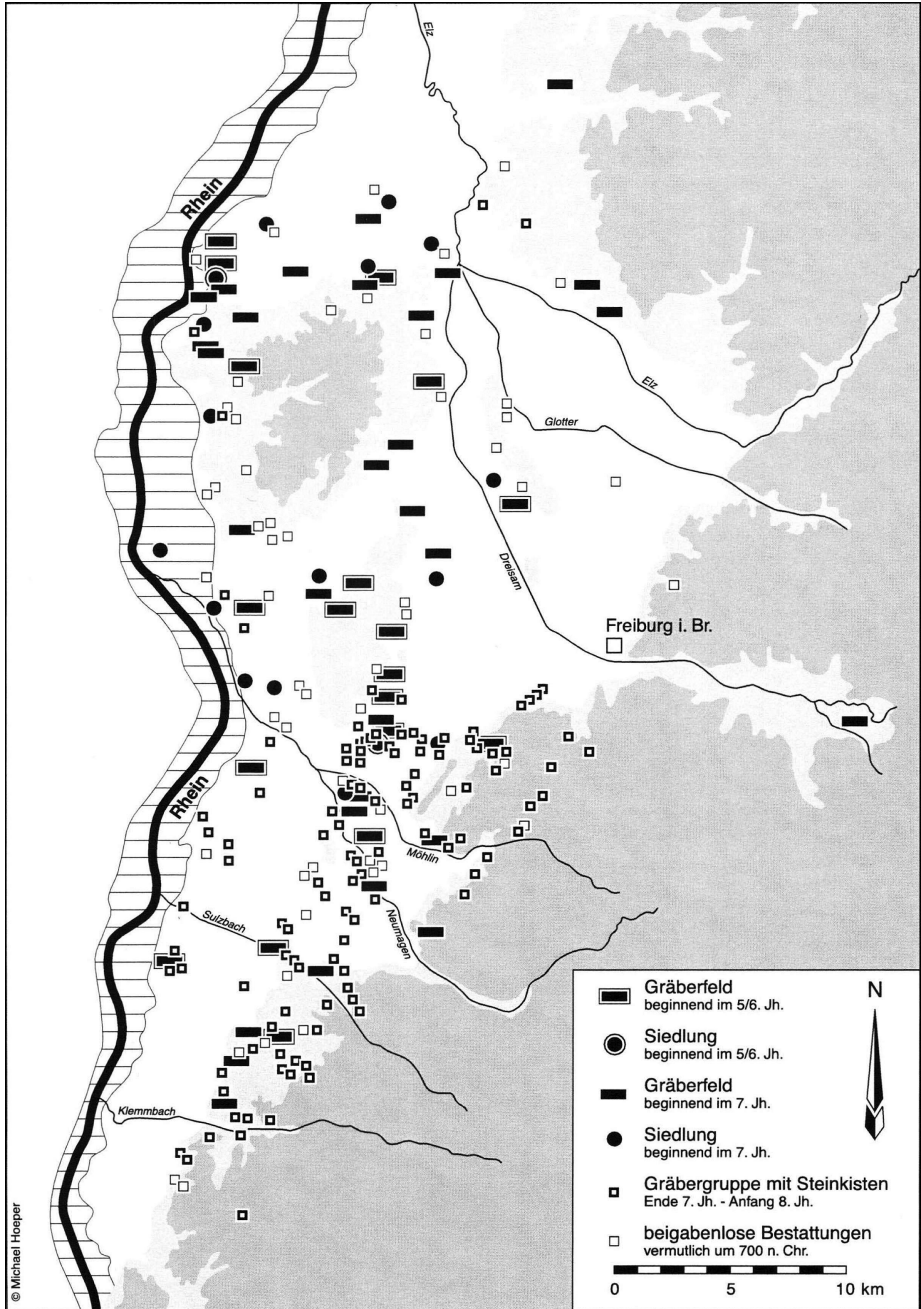


Abb.5 Die merowingerzeitliche Besiedlung des Breisgau im 7. und 8. Jahrhundert (nach HOEPER [wie Anm. 28], S.61 Abb. 17).

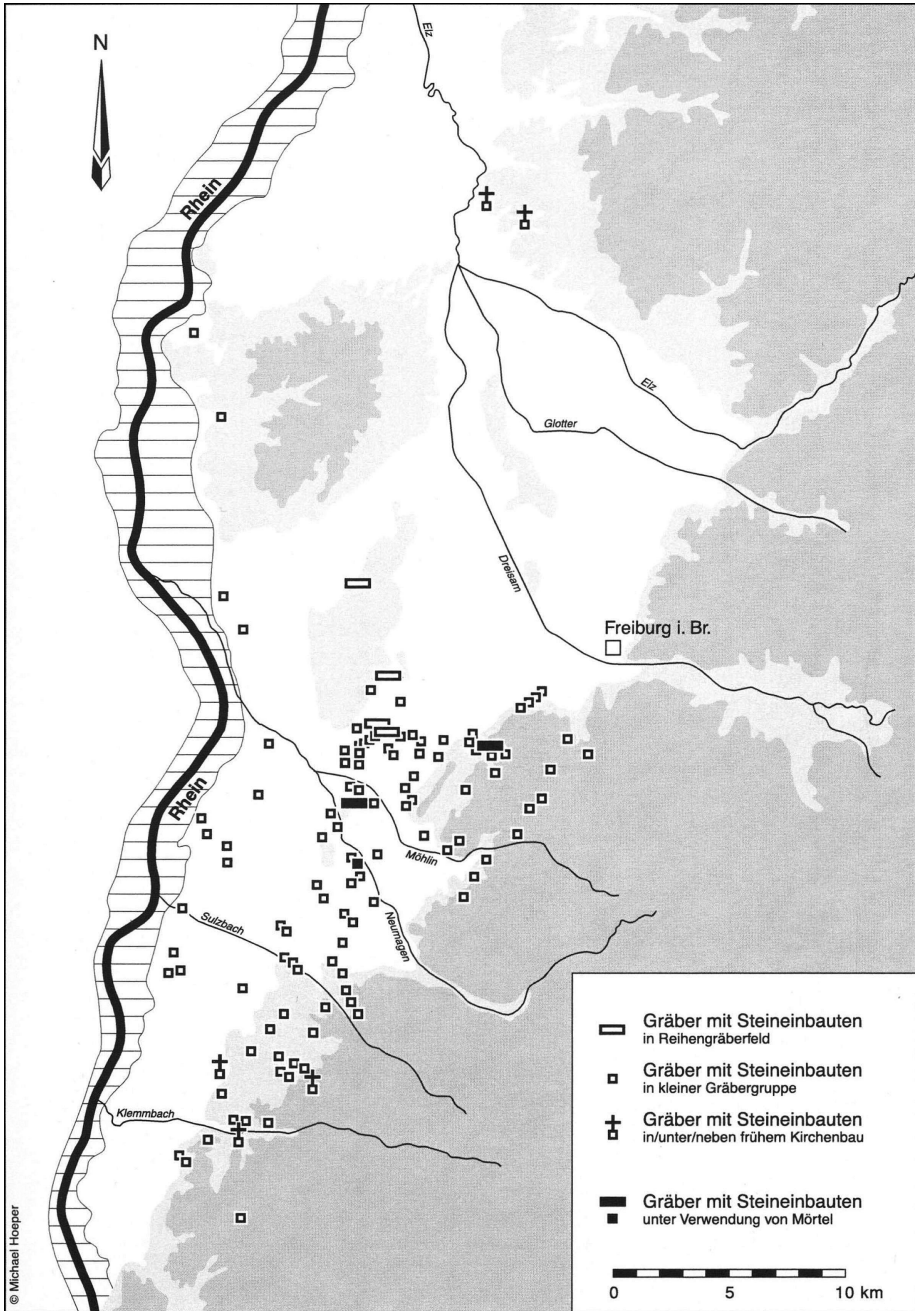


Abb.6 Verbreitung der Gräber mit Steineinbauten in der 2. Hälfte des 7. und Anfang des 8. Jahrhunderts im Breisgau (nach HOEPER [wie Anm. 28], S. 81 Abb. 23).

nutzten Umfeld eine Einheit bildet, das heißt mit den zugehörigen Wasserläufen, Ackerflächen, Wiesen, Weiden und Wäldern. Gelänge es, die jeweilige räumliche Ausdehnung dieser „Gemarkungen“ zu ermitteln, stünde für die Untersuchung der wirtschaftlichen Grundlagen der frühmittelalterlichen Bevölkerung eine zentrale Information zur Verfügung.

Einen Ansatzpunkt, die Ausdehnung der Gemarkungen zu erfassen, bildet die These, dass die Wurzeln der neuzeitlichen Gemarkungen in das Frühmittelalter zurückreichen. Auch Michael Hoeper argumentierte in diese Richtung und versuchte anhand verschiedener Anhaltspunkte, wie dem Vorkommen römischer Siedlungsplätze oder mittelalterlicher Wüstungen, eine frühe Zeitstellung der Gemarkungen im Breisgau wahrscheinlich zu machen.³² Ungeachtet dieser Indizien legte er aber in seiner Studie letztlich die Gemarkungsgrenzen zugrunde, wie sie im Rahmen der kartographischen Uraufnahme im 19. und frühen 20. Jahrhundert dokumentiert wurden.

Der Ansatz, die Verbreitung archäologischer Quellen in Bezug auf Gemarkungen zu untersuchen, besitzt eine lange Tradition in der Frühgeschichtsforschung. Grundsätzlich ging man davon aus, dass diese nicht nur sehr alt seien, sondern sich im Laufe der Zeit auch kaum verändert hätten.³³ Teils nahm man an, dass die Gemarkungen bereits in einem Zuge mit den ersten Siedlungen während der angenommenen „germanischen Landnahme“ auf ehemals römischem Gebiet entstanden seien; teils führte man sie auf noch ältere, römerzeitliche Strukturen zurück.³⁴

Allerdings regte sich schon vor Jahrzehnten Kritik an dieser Prämisse: Walter Jansen argumentierte, dass selbst Gemarkungen, deren Wurzeln bis in merowingische Zeit zurückreichen mögen, durch Veränderungen der Siedlungsstruktur, wie Binnenkolonisation, aber auch Wüstungsprozesse, verändert wurden. Zunächst habe die „Gemarkung“ ohnehin nur die Summe der landwirtschaftlichen Flächen bezeichnet, die von den Bewohnern einer Siedlung genutzt wurden. Lineare Abgrenzungen zwischen Gemarkungen seien dagegen wohl erst im Laufe des Hochmittelalters entstanden.³⁵

Um hier kein Missverständnis aufkommen zu lassen, sei ausdrücklich betont, dass das Verfahren, die Verbreitung archäologischer Quellen in Bezug auf neuzeitliche Gemarkungen zu untersuchen, grundsätzlich legitim ist. Allerdings ist dabei zu bedenken, dass die Gemarkungen hier als heuristisches Mittel eingesetzt werden und keineswegs vorauszusetzen ist, dass sie bereits im Frühmittelalter als räumliche Struktur existiert haben.

32 Ebd., S. 25–37.

33 Werner FABRICIUS, Über die Stabilität von Gemarkungsgrenzen, in: Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kultur 19 (1900), S. 183–189.

34 Vgl. etwa Karl SCHUMACHER, Die Dorfgemarkung als frühgeschichtliche Bodenurkunde, in: Germania 5 (1921), S. 2–10.

35 Walter JANSEN, Studien zur Wüstungsfrage im fränkischen Altsiedelland zwischen Rhein, Mosel und Eifelnordrand (Beihefte der Bonner Jahrbücher 1), Köln/Bonn 1975, S. 99–105.– Zur Diskussion vgl. auch HOEPER (wie Anm. 28), S. 25–27.

VIII. „Siedlungskammern“ als archäologisches Raumkonzept

Ähnlich wie das bereits oben geschilderte Konzept der „Siedlungslandschaft“ sind auch „Siedlungskammern“ ungeachtet der jahrzehntelangen Verwendung des Begriffs in der Siedlungsarchäologie nicht eindeutig definiert. Michael Hoeper verwendet ihn in seiner Studie und setzt die Siedlungskammer in ihrer räumlichen Ausdehnung mit der Gemarkung gleich.³⁶ Ihm dient das Konzept vor allem dazu, zwischen verschiedenen Typen von Siedlungskammern zu unterscheiden. Wesentliches Unterscheidungsmerkmal sind dabei die Eigenschaften des physischen Raums, wie die Verfügbarkeit von Ackerland, Wasserläufen und der Zugang zu Waldgebieten, weshalb er auch von „natürlichen Siedlungskammern“ spricht.³⁷

Hoeper versteht also unter einer Siedlungskammer das wirtschaftlich genutzte Umfeld *einer* Siedlung beziehungsweise einer verhältnismäßig kleinen Siedlungseinheit, die sich archäologisch durch mehrere kleinere benachbarte Siedlungsstellen und Grabgruppen auszeichnet (Abb. 7).

Im Grunde handelt es sich bei seinen Typen von Siedlungskammern um Lagetypen von Siedlungen. Dabei bleibt allerdings unklar, wie die verschiedenen Siedlungskammern ohne den Rückgriff auf die neuzeitlichen Gemarkungen räumlich voneinander abgegrenzt werden können.

Hoeper's Konzept der Siedlungskammer unterscheidet sich nicht unwesentlich vom üblichen Gebrauch des Begriffs. Popularisiert wurde die Siedlungskammer als archäologisches Raumkonzept vor allem durch siedlungsarchäologische Untersuchungen im deutschen Küstenbereich im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Vor- und Frühgeschichtliche Besiedlung des Nordseeraums“ seit den 1960er Jahren.³⁸ Vor allem ab den frühen 1970er Jahren untersuchte man in diesem Zusammenhang die frühgeschichtliche Siedlungsdynamik innerhalb sogenannter Siedlungskammern. Weithin beachtete Projekte waren etwa die Untersuchungen zu den Siedlungskammern von Flögeln im Elbe-Weser-Dreieck bei Bremerhaven und von Bosau in Ostholstein.³⁹

Beim Vergleich des hier zugrunde gelegten Konzeptes der Siedlungskammer mit der Verwendung in der Untersuchung zum frühmittelalterlichen Breisgau durch Michael Hoeper fallen vor allem zwei Unterschiede auf: zum einen sind die in Norddeutschland untersuchten Siedlungskammern meist größer, das heißt sie umfassen in der Regel mehrere Siedlungen. Zum anderen sind sie in vielen Fällen physisch klar umgrenzt. Bei den Siedlungskammern im Elbe-Weser-Dreieck handelt es sich etwa um siedlungsgünstige Geestinseln, die auf allen Seiten von unfruchtbaren Moorflächen umgeben sind (Abb. 8).⁴⁰

36 Ebd., S. 115, 118.

37 Ebd., S. 42.

38 Wolfgang TREUE, Das Nordsee-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Untersuchung eisenzeitlicher Siedlungen im norddeutschen Flachland, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 30 (1961), S. 3–8.

39 Peter SCHMID, Karl-Ernst BEHRE und Wolf Haio ZIMMERMANN, Die Entwicklungsgeschichte einer Siedlungskammer im Elb-Weser-Dreieck seit dem Neolithikum, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 42 (1973), S. 97–122; Bosau. Untersuchung einer Siedlungskammer in Ostholstein, hg. von Hermann HINZ, 6 Bde., Neumünster 1974–1996.

40 SCHMID/BEHRE/ZIMMERMANN (wie Anm. 39), S. 99–101.

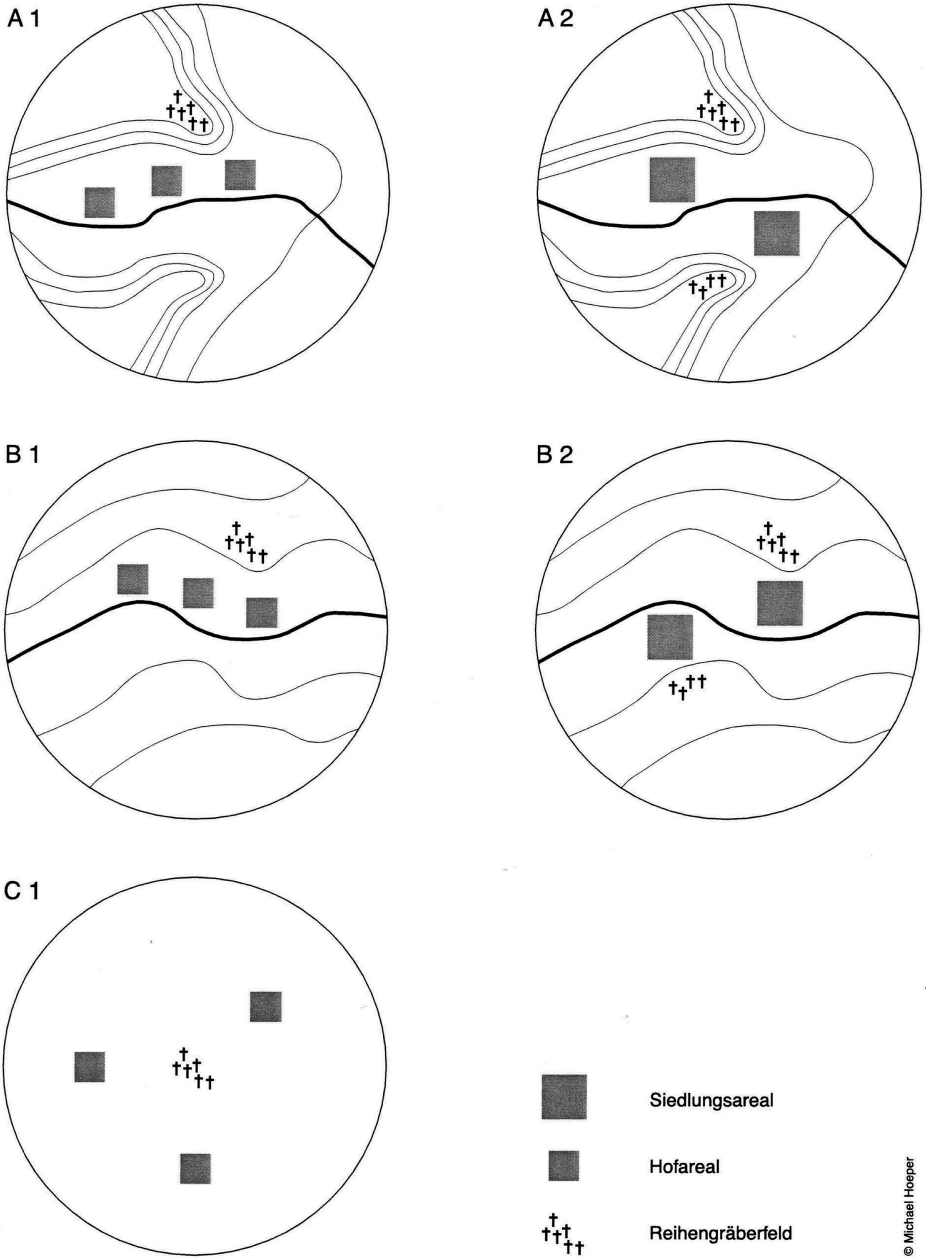


Abb. 7 Modelle der merowingerzeitlichen Besiedlungsstrukturen innerhalb verschiedener Siedlungskammern im Breisgau (nach HOEPER [wie Anm. 28], S. 119 Abb. 41).

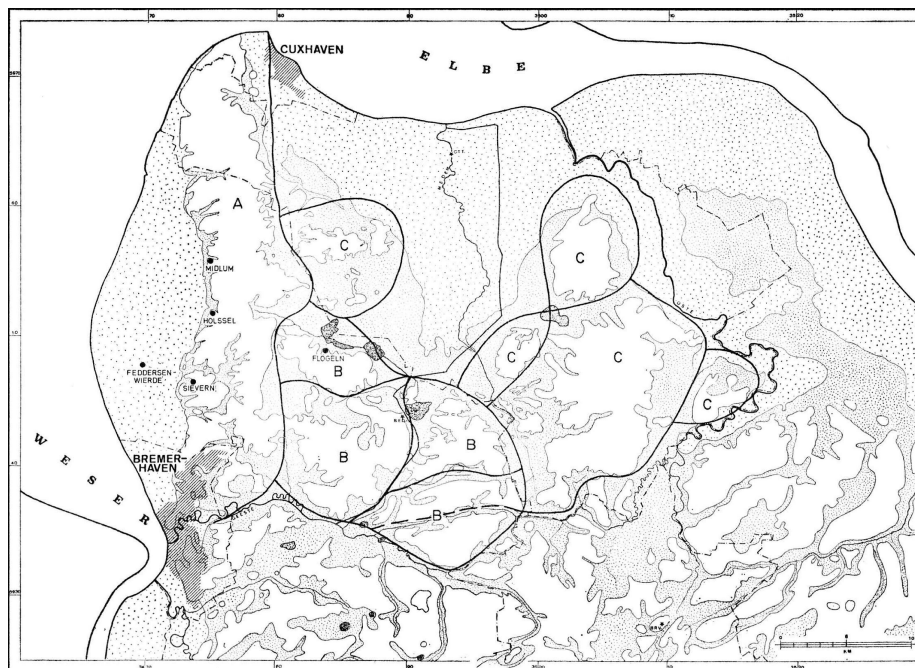


Abb. 8 Siedlungskammern im Elbe-Weser-Dreieck (nach SCHMID/BEHRE/ZIMMERMANN [wie Anm. 39], S. 100 Abb. 1).

Auch bei der Siedlungskammer Bosau handelte es sich um einen siedlungsgünstigen Bereich, der von Seen und feuchten Niederungen umgeben ist.⁴¹

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob die Untersuchung solcher Siedlungskammern ein Potenzial für die künftige Erforschung des frühgeschichtlichen Oberrheins besitzt. In methodischer Hinsicht ist dies nach Ansicht des Autors uneingeschränkt zu bejahen: Die genannten Projekte zeichneten sich durch einen intensiven interdisziplinären Zugriff aus, für den die Verschränkung der Perspektiven von Archäologie, Geschichtswissenschaft, Geographie und Naturwissenschaften charakteristisch war. Das Potenzial dieses Forschungsansatzes zeigte sich nicht zuletzt daran, dass es rasch von der Frühgeschichtsforschung auch für andere Perioden, besonders die Urgeschichte, sowie für andere Regionen, etwa für den Mittelmeerraum, übernommen wurde.

Weniger leicht zu beantworten ist dagegen die Frage, ob sich am Oberrhein überhaupt Siedlungskammern „norddeutschen“ Typs identifizieren lassen. Dieser Ansatz funktioniert am besten in Regionen, in denen sich kleinräumig siedlungsgünstige und siedlungsgünstige Standorte abwechseln. Dies trifft auf größere Teile der deutschen

41 Hans-Michael KIEFMANN, Bosau. Untersuchungen einer Siedlungskammer in Ostholstein, Bd. III: Historisch-geographische Untersuchungen zur älteren Kulturlandschaftsentwicklung, Neumünster 1978, S. 13–16.

Küstenregionen zu, aber auch auf manche Landschaften der Niederlande oder der jütischen Halbinsel, in denen ebenfalls seit Jahrzehnten erfolgreich Siedlungsforschung betrieben wird. Generell handelt es sich also um einen Ansatz, der in ausgesprochenen landwirtschaftlichen Gunstregionen weniger gut funktioniert als in peripheren Lagen.

Im Oberrheingebiet mit seinem flächig siedlungsgünstigen Altsiedelland zeichnen sich Siedlungskammern dagegen nicht so einfach ab – dies war wohl auch ein Grund, weshalb Michael Hoeper in seiner Arbeit auf das Hilfsmittel der Gemarkungen auswich. Andererseits soll hier keineswegs ausgeschlossen werden, dass sich auch am Oberrhein geeignete Beispiele finden lassen. Immerhin finden sich in anderen Teilen Süddeutschlands durchaus Kleinräume, die als „Siedlungskammern“ angesprochen werden können – in den folgenden Abschnitten sollen drei derartige Fälle kurz vorgestellt werden.

Ungeachtet der Schwierigkeiten bei der Identifizierung könnte es sich nach Ansicht des Autors lohnen, nach entsprechenden Fallbeispielen am Oberrhein Ausschau zu halten. Physisch abgegrenzte Siedlungskammern hätten einerseits nicht nur den Vorteil, dass sie im Gegensatz zu den erst in der Neuzeit aufgezeichneten Gemarkungsgrenzen als Bezugsgröße weniger willkürlich erscheinen; sie böten andererseits auch den Vorzug, dass hier Räume untersucht würden, die mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits von der zeitgenössischen Bevölkerung wahrgenommen wurden, denn das Überschreiten der Grenzen einer Siedlungskammer bedeutete in diesem Fall gleichzeitig auch das Verlassen von und Wiedereintreten in intensiv kultiviertes Land.

Eine zweite Voraussetzung dafür, diesen Ansatz auch am Oberrhein gewinnbringend umzusetzen, wäre neben der physischen Abgrenzbarkeit eine möglichst hohe archäologische und historische Quellendichte. Hinsichtlich der physischen Begrenztheit böte sich etwa das Zartener Becken östlich von Freiburg als eine Siedlungskammer an, die zudem historisch gut erforscht ist.⁴² Allerdings fehlen hier bis auf einen, oben bereits erwähnten Fundplatz jegliche Funde aus nachrömischer Zeit⁴³ – ein erstaunlicher Befund angesichts der dichten Nachweise spätlatènezeitlicher und römischer Besiedlung.⁴⁴

42 Bernhard MANGEI, Herrschaftsbildung von Königtum, Kirche und Adel zwischen Oberrhein und Schwarzwald. Untersuchungen zur Geschichte des Zartener Beckens von der merowingischen bis zur salischen Zeit, Diss. masch. Freiburg 2003.

43 Michael HOEPER, Tarodunum/Zarten – Zaringia/Zähringen. Keltisches Oppidum – alemannische Höhensiedlung – Herrschaftszentrum der Zähringer, in: Antike im Mittelalter. Fortleben, Nachwirken, Wahrnehmung. 25 Jahre Forschungsverbund „Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland“, hg. von Sebastian BRATHER, Hans Ulrich NUBER, Heiko STEUER und Thomas ZOTZ (Archäologie und Geschichte 21), Ostfildern 2014, S. 81–92, hier S. 89–91.

44 FINGERLIN (wie Anm. 16); Heiko WAGNER, Die latènezeitliche Siedlung Zarten (Tarodunum) und die Besiedlung des Zartener Beckens, in: Germania 79 (2001), S. 1–20; DERS., Tarodunum und das Zartener Becken in der keltischen Zeit (Latènezeit) und in der Römerzeit, in: KLEIBER (Hg.) (wie Anm. 21), S. 21–53; WAGNER, Römische Besiedlung (wie Anm. 3), S. 15–17.

*IX. Das „Löffinger Muschelkalkhochland“ –
eine Siedlungskammer am Ostrand des Schwarzwaldes?*

Vielversprechender wäre dagegen möglicherweise die nähere Untersuchung der oben bereits erwähnten merowingerzeitlichen Siedlungskammer um Löffingen am Ostrand des Schwarzwaldes. Diese Kammer ist physisch klar abgegrenzt: Im Norden und Westen erstrecken sich Waldgebiete, die aufgrund der mageren Böden auf Buntsandstein beziehungsweise Grundgebirge während des Frühmittelalters siedlungsleer blieben,⁴⁵ möglicherweise aber extensiv wirtschaftlich genutzt wurden.⁴⁶ Im Süden trennt die tiefe Schlucht der Wutach die Löffinger Siedlungskammer klar ab, ebenso wie im Osten die Gauchachschlucht von den östlich angrenzenden Teilen der Baar (Abb. 9).

Wie seit langem bekannt, zeigen bereits die Ortsnamen der ältesten Namensschicht auf -ingen und -heim, dass es sich bei dieser Siedlungskammer um sogenanntes Altsiedelland handelt. Die jüngeren Namen Göschweiler und Dittishausen weisen dagegen auf eine erste Ausbaustufe der Besiedlung in der jüngeren Merowingerzeit oder frühen Karolingerzeit hin.⁴⁷

Aus archäologischer Sicht ist zunächst bemerkenswert, dass die Siedlungskammer offenbar in urgeschichtlicher Zeit besiedelt wurde, was sich vor allem an mehreren Grabhügelgruppen zeigt.⁴⁸ Dagegen fehlen (bislang?) Funde aus der römischen Epoche. Aus der Merowingerzeit stammt dagegen eine bemerkenswert dichte Überlieferung mit den Friedhöfen von Löffingen, Seppenhofen, Reiselfingen, Bachheim, Unadingen und Göschweiler.⁴⁹ Allerdings handelt es sich dabei fast ausschließlich um Altfunde, die einer Neubearbeitung bedürften.

Dabei wäre vor allem der Beginn der Besiedlung zu klären. Einen ersten Hinweis auf einen möglichen Siedlungsbeginn schon in der ausgehenden älteren Merowingerzeit gibt die bereits im 19. Jahrhundert geborgene Franziska aus Bachheim,⁵⁰ die Wolfgang Hübener seiner Form C der Franziskanen zurechnet.⁵¹ Auch das Gräberfeld am Kapplebuck bei Löffingen setzte möglicherweise bereits im 6. Jahrhundert ein.

Aus historischer Sicht beginnt die Überlieferung zur Siedlungskammer Löffingen im frühen 9. Jahrhundert, als in einer St. Galler Urkunde vom 16. Januar 819 die Kirche

45 Einzige Ausnahme hiervon sind die beiden Steinsarkophage aus Titisee, deren Deutung und genaue Zeitstellung aber unsicher sind: HAASIS-BERNER (wie Anm. 24).

46 Darauf deutet besonders der Fund eines merowingerzeitlichen Einbaums am Schluchsee hin: ROLF DEHN, Ein merowingerzeitlicher Einbaum vom Schluchsee im Schwarzwald, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 80/81 (2010), S. 41–44.

47 Wolf-Dieter SICK, Die Siedlungen, in: Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald (Hg.), S. 142–151, hier S. 143.

48 Emil KETTERER, Löffingen. Beiträge zur älteren Geschichte, Konstanz 2005, S. 12–15.

49 Vgl. Friedrich GARSCHA, Die Alamannen in Südbaden. Katalog der Grabfunde (Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit A 9), Berlin 1970, S. 4 (Bachheim), S. 59–62 (Göschweiler), S. 204 (Löffingen), S. 235 (Reiselfingen), S. 254 (Seppenhofen), S. 277f. (Unadingen).

50 Ernst WAGNER, Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Erster Teil: Das badische Oberland, Tübingen 1908, S. 89 mit Abb. 59; GARSCHA (wie Anm. 49), S. 4, Taf. G, Nr. 4d.

51 Wolfgang HÜBENER, Eine Studie zu den Beilwaffen der Merowingerzeit, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 8 (1980), S. 65–127, hier S. 98.

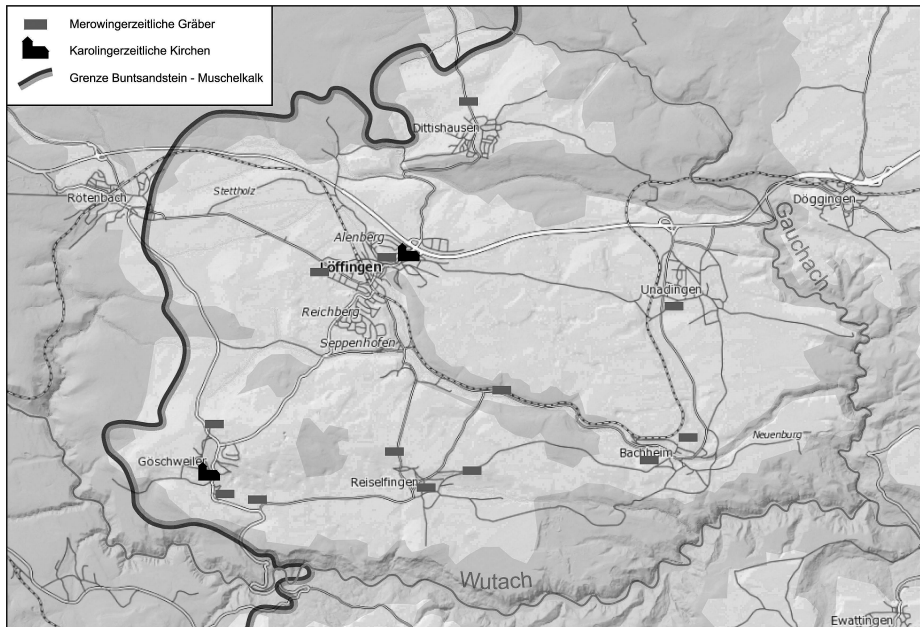


Abb. 9 Das Löffinger Muschelkalkhochland.

St. Martin in Löffingen sowie der Ort Röttenbach erwähnt werden.⁵² In der Mitte des 9. Jahrhunderts ist Besitz in Löffingen und Göschweiler von Grundherren mit Verbindungen über den Schwarzwald bekannt, der dem Kloster St. Gallen geschenkt wird.⁵³ Im ausgehenden 9. Jahrhundert ist sogar Königsgut in der Siedlungskammer belegt: 886 schenkte Kaiser Karl der Dicke seinen Besitz zu Löffingen ebenfalls an das Kloster St. Gallen.⁵⁴

Insgesamt scheinen im Fall des „Löffinger Muschelkalkhochlands“ alle oben umrissenen Voraussetzungen gegeben, um hier mit einer interdisziplinären Erforschung einer Siedlungskammer anzusetzen.

Zum Abschluss sollen nun noch als Vergleich zwei Beispiele aus anderen Regionen Süddeutschlands vorgestellt werden, an denen das Potenzial der interdisziplinären Untersuchung von Siedlungskammern bereits jetzt aufzuzeigen ist.

52 Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, Theil 1: Jahr 700–840, hg. von Hermann WARTMANN, Zürich 1863, S. 232.

53 Michael BORGOLTE, Besitz- und Herrschaftsverbindungen über den Schwarzwald in der Karolingerzeit, in: SCHMID (Hg.) (wie Anm. 16), S. 77–99, hier S. 86.

54 Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, Theil II: Jahr 840–920, hg. von Hermann WARTMANN, Zürich 1866, S. 257, Nr. 653.

X. Die Siedlungskammer als „sozialer Raum“ – das Beispiel des Hachinger Tals (Oberbayern)

Oben wurde bereits angedeutet, dass physisch abgegrenzte Siedlungskammern von besonderem Interesse sind: Bei ihnen kann plausibel vorausgesetzt werden, dass bereits die frühgeschichtliche Bevölkerung sie wahrgenommen hat – ein Befund, der hier etwas unbeholfen als „sozialer Raum“ bezeichnet werden soll. In günstigen Fällen lässt sich die These, dass Siedlungskammern in diesem Sinne auch „soziale Räume“ darstellten, gleichfalls in den Quellen wahrscheinlich machen. Ein erstes Beispiel, das hier kurz vorgestellt werden soll, ist das Hachinger Tal unmittelbar südöstlich der bayerischen Landeshauptstadt München.⁵⁵ Zumindest an drei Seiten ist diese Siedlungskammer klar umrissen: Im Osten, Westen und Süden begrenzen noch heute ausgedehnte Wälder die Siedlungskammer. Einschränkend ist allerdings hinzuzufügen, dass es sich dabei keineswegs um unberührte „Urwälder“ handelt: Zahlreiche spätlatènezeitliche Viereckschanzen in den heute bewaldeten Flächen belegen, dass diese zumindest in der ausgehenden Eisenzeit intensiv landwirtschaftlich genutzt wurden. Für die römische und frühmittelalterliche Zeit fehlen dagegen entsprechende Siedlungsanzeiger, weshalb davon ausgegangen werden kann, dass im Frühmittelalter die Siedlungskammer von Wäldern umgeben war. Im Gegensatz zu den klaren Grenzen im Westen, Süden und Osten geht die Siedlungskammer „Hachinger Tal“ im Norden dagegen bruchlos in die Münchner Schotterebene über.

Entscheidender Standortfaktor in der ansonsten wasserarmen Schotterebene ist der Hachinger Bach, der die Siedlungskammer von Süden nach Norden durchzieht. Diesem Bach folgte auch ein Verkehrsweg, der sich bereits auf Fundkarten der Bronzezeit abzeichnet und der in römischer Zeit wohl zu einer Straße ausgebaut wurde (Abb. 10).⁵⁶

Der Name Haching lebt heute in erster Linie in den beiden Ortsnamen Oberhaching und Unterhaching fort. Neben diesen beiden Dörfern finden sich jedoch zahlreiche weitere Siedlungen im Hachinger Tal, die sich bereits anhand der Ortsnamen als frühmittelalterliche Gründungen zu erkennen geben.⁵⁷ Bemerkenswerterweise sind Ober- und Unterhaching nicht unmittelbar benachbart, sondern rund 4 Kilometer voneinander entfernt. Zwischen ihnen liegen mehrere weitere Ortschaften, unter anderem die große Siedlung Taufkirchen.

Historische Quellen deuten nun an, dass der Raumname „Haching“ sich ursprünglich auf die gesamte Siedlungskammer bezog. Erstmals erwähnt wird die *villa, qui*

55 Vgl. dazu ausführlich Hubert FEHR, Siedlungsgeschichtliche Aspekte, in: Unterhaching. Eine Grabgruppe der Zeit um 500 n. Chr. bei München, hg. von Brigitte HAAS-GEGBARD und Hubert FEHR (Abhandlungen und Bestandskataloge der Archäologischen Staatssammlung 1), München 2013, S. 201–208.

56 Stefan WINGHART, Bemerkungen zu Genese und Struktur frühmittelalterlicher Siedlungen im Münchner Raum, in: Regensburg, Bayern und Europa. Festschrift für Kurt Reindel zum 70. Geburtstag, hg. von Lothar KOLMER und Peter SEGL, Regensburg 1995, S. 7–47, hier S. 19.

57 Wilhelm VOLKERT, Die Ortsnamen des Hachinger Tals, in: Herrschaft, Kirche, Kultur. Festschrift für Friedrich Prinz zu seinem 65. Geburtstag, hg. von Georg JENAL (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 37), Stuttgart 1997, S. 43–59.

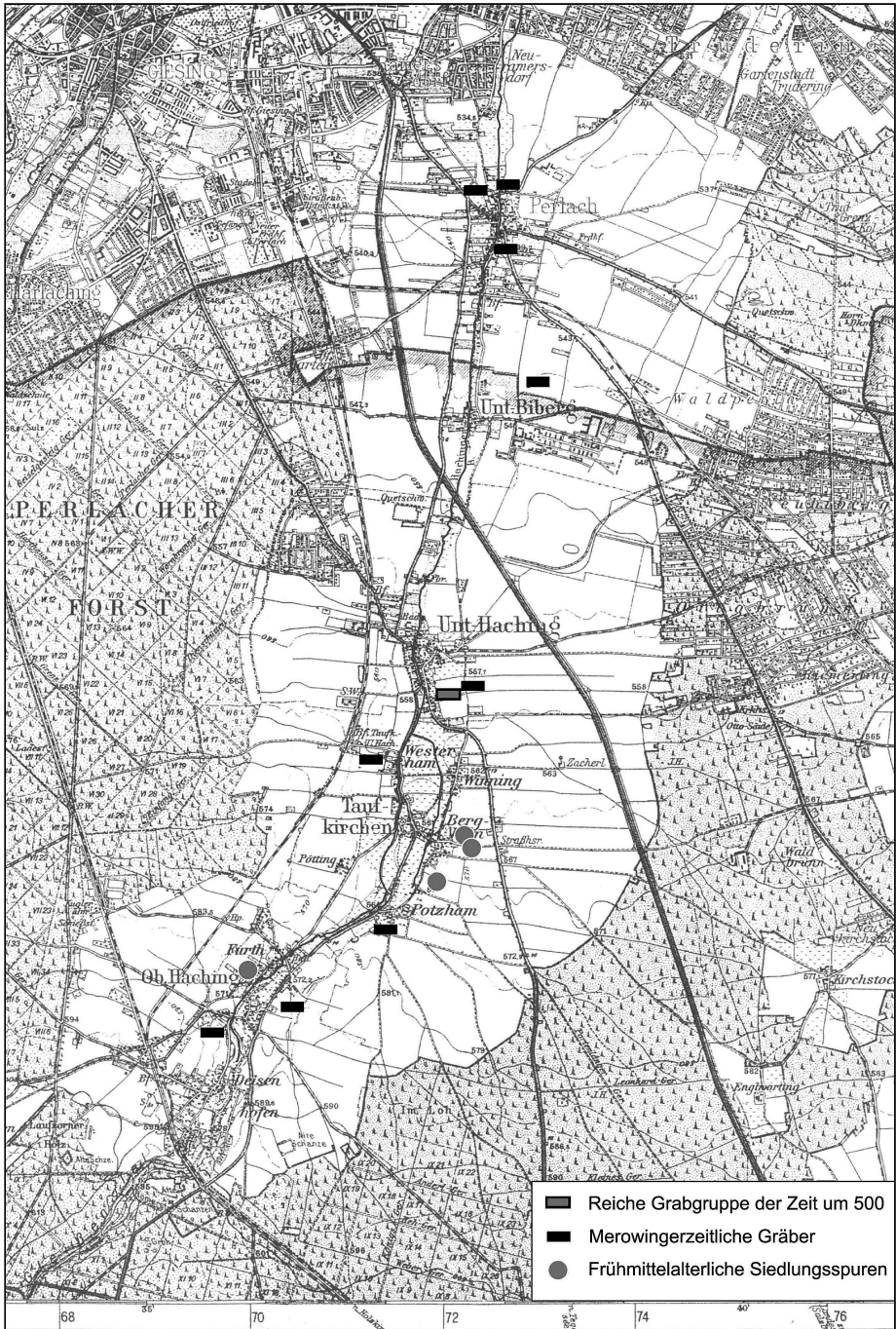


Abb. 10 Historische Karte des Hachinger Tals (Lkr. München).

dicitur Hachinga 806 in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Schäftlarn.⁵⁸ Erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts beginnen die Quellen zwischen Ober- und Unterhaching zu unterscheiden.⁵⁹ Eine Quelle aus dem frühen 11. Jahrhundert belegt dagegen, dass sich der Name „Haching“ zu dieser Zeit keineswegs nur auf die beiden später Ober- und Unterhaching genannten Orte bezog: Eine weitere Schäftlarnener Tradition bezeichnet den Weiler Winning bei Taufkirchen als „jenes Haching, das auch Winning (*Hachinga, que aliter Winidun*) genannt werde“.⁶⁰

Insgesamt zeichnet sich aufgrund der historischen Quellen zu Haching ein frühmittelalterlicher Raumname ab, der sich zunächst auf die gesamte Siedlungskammer bezog.⁶¹ Dem entspricht die archäologische Überlieferung, die zahlreiche merowingergezeitliche Grabgruppen und Siedlungsbefunde kennt,⁶² darunter die 2004 entdeckte reiche Grabgruppe der Zeit um 500 von Unterhaching, die einiges Aufsehen unter Archäologen und Historikern erregte.⁶³ Die sich archäologisch abzeichnende kleinteilige Siedlungsstruktur passt darüber hinaus auch zur These, dass sich die heute noch erkennbare dörfliche Siedlungsstruktur erst im ausgehenden Frühmittelalter beziehungsweise im beginnenden Hochmittelalter herausgebildet hat.

XI. Die Siedlungskammer als politischer Raum. Das Fallbeispiel „Unteres Mangfalltal“

Auch beim letzten hier angeführten Beispiel, dem unteren Mangfalltal westlich von Rosenheim in Oberbayern, bildete die Entdeckung einer reichen Grabgruppe den Ausgangspunkt für weitergehende Überlegungen. Im Jahre 2003 wurde in Bruckmühl ein kleines Gräberfeld entdeckt, das in die zweite Hälfte des 7. und vielleicht noch das frühe 8. Jahrhundert datiert.⁶⁴ Auffällig ist vor allem eine Gruppe reich ausgestatteter Frauengräber, die der Oberschicht zugerechnet werden können. Der Fundplatz liegt mitten in einer Siedlungskammer, die im Norden und Süden von bewaldetem Hügelbeziehungsweise Bergland begrenzt wird. Im Westen bildet das sogenannte Mangfallknie eine naturräumliche Schwelle, im Osten geht die Siedlungskammer dagegen fließend in das Inntal um Rosenheim über. Erschlossen wird die Siedlungskammer

58 Die Traditionen des Klosters Schaeftlarn 760–1305, hg. von Alois WEISSTHANNER (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF 10/1), München 1953, Nr. 21.

59 Vgl. bes. WEISSTHANNER (Hg.) (wie Anm. 58), Nr. 40.

60 WEISSTHANNER (Hg.) (wie Anm. 58), Nr. 5.

61 Alexander von REITZENSTEIN, Frühe Geschichte rund um München, München 1956, S. 78f.; VOLKERT (wie Anm. 57), S. 48; Gertrud DIEPOLDER, Die Anfänge von Haching im Lichte der modernen Forschung, in: Lebendige Heimat Oberhaching, hg. von Hermann RUMSCHÖTTEL, Oberhaching 1999, S. 299–326, hier S. 303.

62 Ausführlich dazu FEHR (wie Anm. 55), S. 203–205.

63 Karfunkelstein und Seide. Neue Schätze aus Bayerns Frühzeit, hg. von Ludwig WAMSER (Ausstellungskatalog der Archäologischen Staatssammlung 37), München 2010; Gertrud DIEPOLDER, Das Hachinger Tal – Fiskus Haching. Zum Quellenwert der alten Flurkarte für Archäologen und Historiker, in: Bayerische Vorgeschichtsblätter 75 (2010), S. 179–195.

64 Martin PIETSCH, Reiche Gräber des 7. Jahrhunderts n. Chr. aus Bruckmühl, in: Das Archäologische Jahr in Bayern (2003), S. 104–106; Grietje SUHR und Hubert FEHR, Goldohrring und Bajuwarenschwert. Bruckmühl am Ende der Merowingergezeit, Bruckmühl 2007.

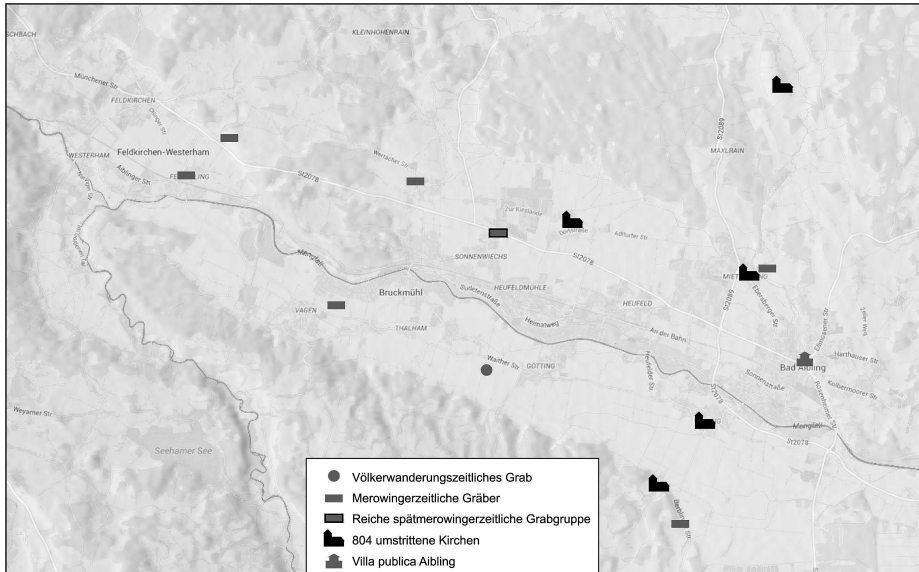


Abb. 11 Das Untere Mangfalltal (Lkr. Rosenheim).

einerseits durch die hier von Westen nach Osten zum Inn fließende Mangfall, zum anderen durch die römische Fernstraße von Augsburg nach Salzburg (Abb. 11).⁶⁵

Versucht man die Anwesenheit einer verhältnismäßig hochrangigen Personengruppe in Bruckmühl in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts zu erklären, so bieten die Schriftquellen eine mögliche Deutung. Besonders aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Überlieferung zu einem Gerichtsprozess, der am 13. Januar 804 im nahe gelegenen Königshof Aibling stattgefunden hat. Dieser Prozess ist in zwei Versionen – einer zeitnah kopiaal überlieferten echten und einer jüngeren Freisinger Fälschung – überliefert, die sich in mehreren Punkten nicht unwesentlich inhaltlich unterscheiden.⁶⁶ Gegenstand des Streits, der beim Prozess entschieden wurde, war der Besitz einer Reihe von Kirchen im Mangfallgebiet östlich von Rosenheim. Offenbar behauptete der Bischof von Freising in diesem Zusammenhang, dass ihm der Besitz dieser Kirchen unter der Regierung des letzten Agilolfinger Dux Tassilo III. unrechtmäßig entzogen und statt dessen an den Abt des Klosters Au im Chiemsee, dem spä-

65 Vgl. dazu auch Thomas MEIER, Zwischen Karpaten und Aquitanien. Das untere Mangfalltal um 400 n. Chr., in: Hüben und Drüben. Festschrift für Prof. Max Martin zu seinem 65. Geburtstag, hg. von Gabriele GRAENERT, Reto MARTI, Andreas MOTSCH und Renata WINDLER (Archäologie und Museum 48), Liestal 2004, S. 289–303, hier S. 300–302.

66 Die Traditionen des Hochstifts Freising, 1. Bd.: 744–926, hg. von Theodor BITTERAU (Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte N. F. 4), München 1905, Nr. 193, S. 182–195. – Zur Überlieferung vgl. auch Gottfried MAYR, Die erste urkundliche Nennung von Bad Aibling mit Willing, Mitraching, Högling, Jakobsberg, Berbling und Tattenhausen aus dem Jahr 804, in: Der Mangfallgau 18 (1983), S. 13–20.

teren Herrenchiemsee, übergeben worden sei. Als Motiv nennt die Freisinger Fälschung den Hass Herzog Tassilos auf den Bischof von Freising, dessen Loyalität eher dem Karolinger Karl als dem Agilolfinger Dux gehört habe.

Die Details dieses Prozesses müssen hier nicht weiter interessieren.⁶⁷ Wichtig ist jedoch, dass durch diesen Streitfall ein regionaler Besitzkomplex agilolfingischen Herzogsguts deutlich wird, der schwerpunktmäßig in der oben genannten Siedlungskammer „Unteres Mangfalltal“ liegt. Die in den Urkunden genannten umstrittenen Kirchen gruppieren sich um die Fundstelle Bruckmühl mit seinen reichen Gräbern des 7. Jahrhunderts. Wie alt dieser Besitzkomplex ist, teilen die Schriftquellen leider nicht mit. Allerdings deutet die Tatsache, dass der Freisinger Bischof offensichtlich nicht in der Lage war, anzugeben, wann die Kirchen vor ihrer Entfremdung durch Tassilo in seinen Besitz gekommen waren, darauf hin, dass dies schon länger zurücklag.⁶⁸

Betrachtet man die Lage der Fundstelle Bruckmühl innerhalb dieses herzoglichen Besitzkomplexes, so lässt sich vermuten – allerdings nicht beweisen –, dass dieser bereits im 7. Jahrhundert bestanden hat. Denkbar wäre hinter der reichen Personengruppe, die in Bruckmühl ihre Toten bestattete, herzogliche Amtsträger zu vermuten, die im Auftrag des Dux Teile der regionalen Güter verwalteten.

Ungeachtet der Beigabe von Schmuck aus Edelmetall in den Gräbern von Bruckmühl lässt sich das soziale Niveau der Bestatteten nicht genau bestimmen – den absoluten Spitzen der zeitgenössischen Gesellschaft dürften sie aber nicht angehört haben. Möglicherweise kann auch hier die schriftliche Überlieferung einen Hinweis geben: Die Urkunde von 804 berichtet, dass die Kirche in Mietraching von „Fiskalinen“ an Freising geschenkt worden sei (*de traditione hominum fiscalinis*), das heißt freien Personen, die selbstständig Güter bewirtschaften, die zum Fiskalgut gehörten⁶⁹ – aus archäologischer Sicht könnte man den Wohlstand, der in den Gräbern von Bruckmühl sichtbar wird, in etwa mit dem sozialen Milieu parallelisieren, dem auch die Schenkung einer Kirche an ein Kloster zuzutrauen wäre.

XII. Ausblick

Wie in diesem Beitrag deutlich geworden sein dürfte, bietet das Oberrheingebiet ein erhebliches Potential für die Erforschung frühgeschichtlicher Raumstrukturen. Positive Erkenntnisse sind einerseits zu erwarten, wenn sich die Archäologie den „Räumen jenseits der Ethnizität“ widmen würde, etwa den beiden Regionen, die sich anhand der Gürtelmoden der jüngeren Merowingerzeit abzeichnen. Andererseits ist auch das Potenzial der überregionalen Analyse der archäologischen Überlieferung im Hinblick auf den physischen Raum keineswegs ausgeschöpft – sei es die Analyse der archäolo-

67 Vgl. dazu Gottfried MAYR, Die politische Geschichte von der ersten urkundlichen Erwähnung bis zum Ende des zweiten Weltkriegs, in: Bad Aibling. Geschichte einer Stadt, Bd. 1, hg. von DEMS., Bad Aibling 2006, S. 73–483, bes. S. 77–81; DERS., Der Aiblinger Raum zur Zeit Tassilos III., in: Der Mangfallgau 19 (1989), S. 5–13; Joachim JAHN, Ducatus Baiuvariorum. Das baierische Herzogtum der Agilolfinger (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 35), Stuttgart 1991, S. 146f.

68 MAYR, Politische Geschichte (wie Anm. 67), S. 80.

69 Ebd., S. 79.

gischen Siedlungsanzeiger im Hinblick auf die absolute Höhe über dem Meeresspiegel, den geologischen Untergrund, die Bodengüte oder das Mikroklima. Besonders gute Voraussetzung für positive Ergebnisse bei der intensiven interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen frühgeschichtlicher Archäologie und mittelalterlicher Landeskunde, flankiert von naturwissenschaftlichen Untersuchungen, bieten nach Ansicht des Autors vor allem kleinräumige Studien, etwa die Erforschung von Siedlungskammern im oben beschriebenen Sinn.